



ROSE SNOW

DAS ERSTE BUCH
DER MITTERNACHT

Ravensburger



Kapitel 4

Der Krankenhausflur empfängt mich zum zweiten Mal an diesem Tag. Es ist bereits elf Uhr abends, Angela und Molly sind wahrscheinlich schon zu Hause. Unterwegs habe ich eine Packung Pralinen besorgt, um die Nachtschwester zu bestechen, damit ich noch einmal zu Phoenix darf. Die Krankenschwester hat Mitleid mit mir. Ich mag kein Mitleid, aber in manchen Situationen ist es hilfreich. Langsam kenne ich die gesamte Belegschaft und sie kennen mich. Das dünne Mädchen mit den langen Haaren, das jeden Tag kommt, als könnte es damit etwas ändern. Das hofft, dass Phoenix die Augen öffnet. Dass sich seine Lippen bewegen. Ein Bein zuckt. Oder er vorsichtig einen Finger hebt.

Ich sitze an seinem Bett und sehe ihn an. Die Nachttischlampe wirft einen schwachen Lichtkreis in den Raum, beleuchtet Phoenix' Gesicht und einen Teil der Maschinen, die leise Töne von sich geben. Den anderen Patienten im Raum ignoriere ich. Seine Geschichte kenne ich nicht.

»Ich habe dir ein Buch mitgebracht«, sage ich. »Ich möchte dir etwas daraus vorlesen. Es ist *Krieg und Frieden* von Dostojewski. Ich weiß, dass du den Roman schon immer lesen wolltest, und vielleicht ist jetzt der richtige Zeitpunkt dafür.« Ich ärgere mich über meine Wortwahl. Der richtige Zeitpunkt ist sicher nicht gekommen, wenn man bewegungslos in einem Bett liegt. Einen richtigen Zeitpunkt sollte es für schöne Dinge geben, für Ereignisse, an die man sich gern erinnert. Nicht für beschissene Unfälle oder Augenblicke, in denen man im eigenen Körper gefangen ist. Tiefes Koma, Stufe IV, hat mir die Krankenschwester erklärt. In diesem Zustand zeigen die Betroffenen überhaupt keine Schmerzreaktionen mehr. Die Pupillen sind geweitet und reagieren nicht auf

Lichtreize.

Vorsichtig berühre ich Phoenix' Hand, fast als hätte ich Angst, dass er sie zurückziehen könnte. »Es tut mir leid«, bricht es aus mir heraus. »Ich weiß nicht, warum ich mich überhaupt ans Steuer gesetzt habe. Wenn ich nicht gefahren wäre, wäre es wahrscheinlich anders gekommen ... Tausende Male habe ich alles in meinem Kopf durchgespielt, Phoenix. Ich spüre, dass mir wichtige Sekunden fehlen. Es ist etwas passiert, aber ich weiß nicht genau was.«

Seine Mutter hat recht, da gibt es etwas, das ich ausspare. Das ich niemandem erzähle, weil ich es selbst nicht verstehe.

»Verdammt, da ist dieses Gefühl, und es ist so unglaublich stark und erdrückend. Als hätte ich dir etwas genommen, etwas, das nicht mir gehört.«

Die Schuld ist wieder da. Ein paar Minuten lang starre ich Phoenix an, aber in seinem Gesicht ist keine Regung zu entdecken. Keine Erklärung, was geschehen ist.

Irgendwann gebe ich auf und hole *Krieg und Frieden* aus der Tasche. Ich schlage die erste Seite auf. Ich lese Zeile für Zeile. Bemühe mich, nicht in der Frage zu versinken, ob Phoenix mich hören kann, ob er mich überhaupt hierhaben möchte. Gibt er mir die Schuld für das, was passiert ist, und hasst er mich dafür? Würde er es am liebsten ungeschehen machen, dass er mich vor ein paar Wochen in dem Café spontan angesprochen, mich ins Kino eingeladen und vor meiner Haustür geküsst hat? Würde er die Treffen danach einfach ausradieren, als hätten sie nicht existiert? Als hätte es die Küsse und Berührungen nicht gegeben – genau wie den Abend, der ihn in dieses Bett gebracht hat? An all das versuche ich während des Lesens nicht zu denken, und denke doch genau daran.

Irgendwann werden meine Augen vom Lesen träge. Die Müdigkeit gibt sich nicht mehr mit dem kurzen Nickerchen in der U-Bahn zufrieden. Ich setze mich aufrechter hin, gähne, leiste innerlich Gegenwehr. Ich gähne noch einmal, recke den Nacken. Die dunklen Zeilen der Buchseiten verschwimmen zu unlesbaren Schlangen. Von allen Seiten drückt die Dunkelheit auf mich ein, um mich in eine andere Welt zu entführen. *Eine Welt, in der nur das Licht einer Straßenlaterne Orientierung gibt. Und seine dunkelgrünen Augen, die mich anfunkeln. Der hasserfüllte Ausdruck in seinem Gesicht.*

»Wo ist sie?«, faucht er. »Wo zum Teufel ist sie?!«

Die Wut in seiner Stimme verpasst dem Körper, in dem ich stecke, einen Adrenalinkick, gepaart mit einem düsteren Hochgefühl. Sein Zorn befriedigt eine sadistische Seite in mir. Er gibt mir, was ich möchte. Cajus Conterville wird nicht finden, wonach er sucht. Er wird leiden und für das bezahlen, was er mir genommen hat.

Hastig greife ich in meine Tasche und ziehe die magische Lupe hervor, die ihm daraufhin die Hand verbrennt. Sein Schmerz gefällt mir noch besser als sein Zorn. Das ist nur der Anfang, Conterville. Doch diesmal greift er mich nicht an. Stattdessen zerfließt

meine dunkle Umgebung wie die Uhren in Salvador Dalís Gemälde Die Beständigkeit der Erinnerung.

Auf einmal bin ich nicht mehr auf der Brücke, sondern stehe auf einem breiten schwarzen Pfad aus quadratischen Pflastersteinen. Zu beiden Seiten des Weges ragt ein schmiedeeisernes Gittergeflecht voller geometrischer Muster in die Höhe. Dicke Glasscheiben füllen die regelmäßigen Formen aus Rauten und Dreiecken, die etwa drei Meter über mir einen spitzen Bogen bilden. Der gewölbte schmiedeeiserne Tunnel erinnert an eine Vogelvoliere. Ich bin durch das Glas von der Außenwelt abgetrennt wie ein Wellensittich, der niemals die Freiheit erleben wird. Eine Freiheit, die hier nur aus wallendem Nebel besteht, der langsam in die Höhe quillt und die äußere Umgebung komplett verschleiert.

Mein Blick schweift vom weißen Dunst zum Ende des schwarzen Pfades. Erst jetzt bemerke ich das riesige doppelflügelige Tor, vor dem zwei Wachen stehen. Die Männer sind groß und wirken einschüchternd. Sie tragen hochgeschlossene schwarze Lederuniformen und halten seltsam anmutende silberne Stäbe in der Hand. Die glatte Oberfläche der Türblätter hinter ihnen ist auf den ersten Blick dunkel, schimmert bei näherer Betrachtung jedoch metallisch. Je nach Lichteinfall erscheint der irisierende Stein mal schwarz, dann grau oder dunkelblau. Geheimnisvolle Runen leuchten aus der Dunkelheit hervor. Die scharf geschwungenen Zeichen glimmen bläulich von innen, als würde eine fremde Macht durch sie hindurchfließen ...

»Verdammt.« Das Wort wirft mich ins Hier und Jetzt zurück. Blinzelnd öffne ich die Augen. Ich sitze noch immer auf dem Stuhl neben Phoenix' Krankenbett. Sein Brustkorb hebt und senkt sich stetig, aber wir sind nicht mehr allein.

»Fuck. Das darf doch nicht wahr sein«, knurrt ein dunkelhaariger Typ in schwarzer Jeans und Lederjacke neben mir. Mein Körper schießt vom Stuhl in die Höhe, mein erschrockenes Herz klopft bis zum Hals, als sich der junge Mann langsam in meine Richtung dreht. Das hier ist kein Traum, aber dennoch völlig absurd. Pechschwarze Haare. Kantiges Kinn. Tiefgrüne Augen. So oft ich auch blinzele, er sieht immer gleich aus. Mein Bewusstsein steckt irgendwo fest, vermischt Realität und Fantasie.

»Ich muss träumen«, murmelt mein Mund wie von allein.

Cajus Conterville mustert mich. »Gehörst du zu ihm?« Er klingt unfreundlich, während er mit dem Kinn auf Phoenix deutet.

Ich habe Cajus Contervilles Stimme noch nie gehört, aber sie klingt exakt wie in meinem Traum, tief und fest.

»Gehörst du zu ihm?«, wiederholt er ungeduldig.

»Wie bitte?«

»Ich habe dich gefragt, ob du zu ihm gehörst.« Weshalb auch immer, er ist angepisst.

»Kannst du nicht antworten?«

Meine Irritation lässt nach. »Natürlich kann ich antworten. Aber ich habe keine Lust auf ein Verhör.« Wahrscheinlich ist es unklug, dem Footastic-Firmenerben so zu begegnen, aber ich bin müde und der Idiot hat kein Recht, mich so anzufahren.

»Das ist kein Verhör, sondern bloß eine kleine Konversation. Bist du Hunts Freundin?« Er macht einen Schritt auf mich zu. Das Licht der Nachttischlampe wirft dunkle Schatten auf sein Gesicht. Da er einen Kopf größer ist als ich, bin ich gezwungen, zu ihm hochzusehen, was mir nicht gefällt. So nah wirkt Cajus Conterville bedrohlich und gar nicht wie der sorglose Schönling aus der Klatschpresse.

Seine Augen blitzen mich mit einer Kälte an, die Glas zerspringen lassen könnte. »Was genau ist mit deinem Freund passiert?«

»Wieso willst du das wissen? Du kennst Phoenix doch gar nicht.«

Ein kalter Zug umspielt seinen Mund. »Fehlanzeige. Ich kenne deinen beschissenen Freund sehr gut. Seit wann liegt er im Koma?«

Dein beschissener Freund. Gedanklich bin ich wieder an dem dunklen Ort, nur diesmal kämpfe ich gegen Cajus Conterville, zumindest mit Worten.

»Wenn du ihn so gut kennst, warum weißt du das dann nicht selbst? Ich bin weder die Auskunft noch habe ich Lust auf diese *kleine Konversation*.«

Er lacht humorlos auf. »Willst du lieber, dass ich gehe? Damit du deinen Koma-Freund weiter betrauern kannst?«

Langsam werde ich wütend. *Koma-Freund.* Als wäre das ein Name, der Phoenix' Schicksal für immer besiegelt. »Du solltest jetzt besser abhauen.« Es interessiert mich nicht, wieso Cajus Conterville hier ist, er soll sich einfach nur verziehen.

»Wieso? Hast du etwa Angst, dass ihn unser Gespräch aufweckt?«

»Findest du das irgendwie witzig?«, fahre ich ihn an. »Gibt es dir einen Kick, dich an das Krankenbett von Komapatienten zu schleichen und Scherze zu reißen? Ist dein Leben sonst zu öde? Verdammt, verschwinde von hier!«

»Sonst was? Willst du mich eigenhändig hinauswerfen?«

»Ich werde den Sicherheitsdienst rufen.« Ich habe keine Ahnung, ob es so etwas in diesem Krankenhaus überhaupt gibt.

»Tu dir keinen Zwang an«, erklärt er entspannt und umrundet Phoenix' Bett. Dabei lässt er mich keine Sekunde aus den Augen. Mir fällt auf, dass seine rechte Hand bandagiert ist. Die Hand, die auch in meinem Traum verletzt wurde, von der Lupe mit dem glühenden roten Blitzstrahl. Ich frage mich, ob seine Hüfte auch etwas abbekommen hat.

»Ich rede gern mit Dr. Thompson, dem Chef des Krankenhauses. Meine Familie hat letztes Jahr die Erweiterung der Kinderkrebstation finanziert. Du kannst dir bestimmt vorstellen, dass er dankbar war. *Sehr* dankbar.« Die Arroganz dringt dem Typen aus jeder

Pore.

»Oh, so einfach ist das für dich? Kerle wie du glauben, sich mit Geld alles kaufen zu können.«

Er zuckt mit den Schultern. »Nicht alles, aber ganz schön viel. Also sag mir, was ich wissen will. Dann lass ich dich in Ruhe.« Er kommt lächelnd wieder auf mich zu. Es ist, als könnte er dieses charmante Lächeln einfach anknipsen. Offenbar hat er seine Taktik geändert und versucht es jetzt mit seiner Aufreißermasche.

»Das wird nicht funktionieren.«

Auf seiner Stirn zeichnet sich eine kleine Falte ab. »Was wird nicht funktionieren?«

Ich deute mit dem Finger auf sein Gesicht und wedele einmal davor herum. »Das hier. Dieses Lächeln kannst du dir sonst wohin schieben. Ich bin nicht so wie die Mädels, die reihenweise umkippen, sobald du ihnen Beachtung schenkst.«

»Ach, nein? Was waren vorhin deine ersten Worte? *Ich muss träumen.*«

Ein ersticktes Lachen dringt aus meiner Kehle. »Das hast du auf dich bezogen? Ehrlich?«

Cajus Conterville überwindet die letzte Distanz zwischen uns. Ich widerstehe dem Impuls zurückzuweichen. Beim Judo habe ich gelernt, mich von körperlich überlegenen Personen nicht einschüchtern zu lassen.

»Natürlich habe ich das auf mich bezogen«, erklärt er rau. »Es ist beinahe süß, wie du es abzustreiten versuchst.«

Süß?

»Sag mal, geht's noch? Mein Freund liegt im Koma und du glaubst, ich schmelze sofort dahin, als hätte ich nur darauf gewartet, dass einer wie du hier aufkreuzt?«

»Ich kann es in deinen Augen sehen. Ich sehe es immer in den Augen.« Er schiebt die Hände in die Hosentaschen. Seine Kinnpartie spannt sich, er wird wieder ernst. »Erzähl mir, was du weißt, und ich verschwinde sofort.«

»Du denkst wohl, dass dir die ganze Welt gehört? Wenn du wissen willst, was mit Phoenix passiert ist, erkundige dich doch bei deinem ach so dankbaren Dr. Thompson.«

»Oder du sagst mir einfach, warum dein Kerl im Koma liegt.« Spöttisch hebt er beide Augenbrauen. »Etwa wegen dir?« Er sieht mich so eindringlich an, als könnte er wirklich in meinen Augen lesen.

Etwa wegen dir? Die Frage hallt wie ein hässliches Echo durch meinen Kopf.

»Oh, Volltreffer.« Ein triumphierender Schatten huscht über sein Gesicht. »Er liegt deinetwegen im Koma. Was hast du gemacht? Ihn mit deiner Art vollkommen ausgeknockt?«

Er sagt es als Scherz, benutzt es als Waffe, um mich aus der Reserve zu locken, der Arsch. Ich spüre einen Stich, der sich tief in meine Eingeweide bohrt. Ein Teil von mir